

Singen bewährt sich auch als Investment

Oumou Sangaré ist mehr als eine exzellente Sängerin. Sie überzeugt auch als Unternehmerin

KNUT HENKEL

Ihr Lieblingsstück sei «Wassulu Don», eine mitreissende Hymne auf die eigene Kultur. Wassoulou heisst die 150 Kilometer südwestlich von Bamako liegende Region, in der Oumou Sangaré 1968 geboren wurde. Aufgewachsen ist sie dann zwar in Bamako, der Hauptstadt Malis. Den Bezug zu ihrer Heimatregion hat Sangaré jedoch nie verloren.

Und im Gespräch verteidigt sie diese Gegend, über die oft geschmäht werde, sehr engagiert. «Die Menschen aus Wassoulou seien faul, heisst es in Mali oft, nur weil in ihrem Alltag Musik und Tanz eine so wichtige Rolle spielen. Das ist unfair! Denn genau diese Kultur erweist sich als wichtiger ökonomischer Faktor. Sie zieht Besucher aus der ganzen Welt an.»

Drei-Länder-Festival

Zur Musikkultur Malis hat die 54-jährige Sängerin mit der prägnanten Altstimme, die auch unverstärkt über mehr als eine Ecke zu hören ist, selbst einiges beigetragen. Nicht nur als Künstlerin, die auf einem Dutzend grandioser Alben glänzt, sondern auch als Initiatorin und Koordinatorin des International Wassoulou Festival (Fiwa). Die Veranstaltung, die vor allem Musikerinnen fördert, findet seit 2016 einmal im Jahr statt und feiert die Kultur einer Region, die sich über drei Länder erstreckt: Mali, Guinea und Côte d'Ivoire.

Oumou Sangaré aber trägt den charakteristischen Wassoulou-Beat schon lange in die Welt hinaus. In Mali selber kommt das allerdings nicht überall gut an. Das liegt an Sangarés Offenheit und Nonchalance. Schon ihr Debütalbum, «Moussolou», sorgte 1990 für Aufruhr in der patriarchalen Gesellschaft, weil die junge Sängerin in ihre Texte einfließen liess, was sie als Kind erlebt hatte: die damals weitverbreitete Polygamie und das Leid der Frauen, die von ihren Männern betrogen und mit den Kindern oft sitzengelassen wurden.

Ihre Mutter wusste oft nicht, wie sie ihre vier Sprösslinge satt bekommen sollte. Auf dem Markt von Bamako ver-



Oumou Sangaré, hier bei einem Auftritt im November 2021 in Oslo, trägt den charakteristischen Wassoulou-Beat schon lange in die Welt hinaus.

PER OLE HAGEN / REDFERNS / GETTY

kaufte Oumou Sangaré deshalb Wasserbeutel, um die vaterlose Familie zu unterstützen. Bis sie dann die eigene Stimme und deren Wirkung entdeckte. Eines Tages, 13 Jahre alt war sie, hörte sie Trommeln, lief zu den Musikern und nahm all ihren Mut zusammen, um, so laut wie sie konnte, mitzusingen.

«Die Leute verstummen, hörten mir zu, waren gefesselt von meiner Stimme und warfen Münzen vor mir in den Sand», erinnert sie sich mit einem zufriedenen Lächeln. Das war ihr erster Auftritt, er veränderte das Leben ihrer ganzen Familie. Fortan sang Oumou Sangaré immer wieder, wenn das Geld knapp war.

Diese Erfahrung hat die erfolgreiche Künstlerin und Geschäftsfrau geprägt.

Finanzielle Unabhängigkeit ist ihr Credo, das sie Frauen nicht nur in ihren poetischen Songs ans Herz legt. Sie zeigt auch vor, wie es geht. Die umtriebige Frau hat ein Hotel in Bamako, eine Rinderfarm, einen Autoverleih, und sie hat den Musikverlag Oumsang aufgebaut. «Yes, we can», sei ihre Devise. Und dafür scheut sie sich nicht, auch selbst Hand anzulegen. Rund 200 Menschen, mehrheitlich Frauen, hat sie in ihren Betrieben angestellt.

Zum Komponieren bleibt daher oft kaum Zeit. Acht Jahre mussten die Fans auf ihr 2017 erschienenes Album «Mogoya» warten. Dass mit «Timbuktu» der Nachfolger früher als erwartet erscheint, ist auf Corona zurückzuführen. «Die Pandemie hat mich in den USA überrascht,

wo ich nach dem Wassoulou-Festival im März 2020 Luft holen wollte.» An die Rückreise war nicht zu denken, und so kaufte Sangaré ein Apartment in Baltimore, wo sie zum ersten Mal seit dreissig Jahren Zeit genug hatte, um zu komponieren und zu texten.

Das ist auf «Timbuktu», wo Blues, Folk, aber auch Rock-Anklänge mit den traditionellen Wassoulou-Rhythmen verschmelzen, kaum zu überhören. Der Titel des Albums ist bewusst gewählt. Die Oasenstadt im Norden Malis, wo ihr Sohn lebt, hat Symbolcharakter. In dem von eindrucksvollen Lehmkonstruktionen geprägten Zentrum zerstörten islamistische Kampfverbände 2012 bauliches Weltkulturerbe, sie verboten

überdies Musik und Tanz und würgten das kulturelle Leben brachial ab. Ein Frevel für Sangaré, die auf die Kraft der Musik für Verständigung setzt.

«Kono» – deutsch: Briefftauben – werden Sänger und Sängerinnen genannt, die etwas zu sagen haben in Wassoulou, deren Musik auch eine erzieherische Bedeutung hat. Und in der Tradition der Kono agiert auch Oumou San-

Oumou Sangaré engagiert sich im Kampf gegen Polygamie, Zwangsheirat und Beschneidung von Frauen.

garé. Ihr Wort hat Gewicht, hier – aber auch über Westafrika hinaus. Internationale Preise wie jener der Uno-Kinderrechtsorganisation für ihre wegweisenden Texte zeugen ebenso davon wie der Song «Mood 4 Eva» von Beyoncé, die hier Samples der singenden Unternehmerin aus Bamako eingefügt hat.

Gegen den Neid

Oumou Sangaré ist stolz darauf. Trotz internationalem Erfolg hat sie die Bodenhaftung aber nie verloren. Nach wie vor engagiert sie sich im Kampf gegen Polygamie, Zwangsheirat und Beschneidung von Frauen. Sie arbeitet heute öfter auch mit jüngeren Sängerinnen zusammen und verjüngt ihren Sound dabei mit Synthesizern. «Um die Jugend zu erreichen», sagt die charismatische Frau.

Mit Songs wie «Sarama», in dem sie den Neid ablehnt und dafür wirbt, von Erfolgreichen zu lernen, will sie die nächste Generation fördern. Erneut leistet sie aber auch konkrete, praktische Hilfestellung: Mit Oumsang, dem eigenen Musikverlag, will sie fortan dem musikalischen Nachwuchs den Sprung auf die internationalen Bühnen ermöglichen.

«Die Schweiz hat keine Erinnerungskultur»

Dem Musikbetrieb fehle das historische Bewusstsein, kritisiert Heinz Holliger – und erinnert an ein Werk, das er selbst vor fünfzig Jahren initiiert hat

THOMAS SCHACHER

Mit Stolz erzählt Heinz Holliger, der in den nächsten Tagen seinen 83. Geburtstag feiern kann, die erstaunliche Geschichte: Als 16-Jähriger habe er dem Mäzen Paul Sacher einen Brief geschrieben und ihn gebeten, einige Aufträge für Oboenkompositionen zu erteilen, da es für sein Instrument innerhalb der zeitgenössischen Musik kein attraktives Repertoire gebe. Fünf Jahre später – Holliger war inzwischen Solo-Oboist bei der Basler Orchestergesellschaft – habe ihn Sacher dann in sein Büro zitiert und in Anspielung auf den damaligen Brief gefragt: «Bei wem soll ich jetzt ein Stücklein bestellen?»

Er habe damals einige Namen vorgeschlagen, erinnert sich Holliger; unter anderem den des 1890 nahe Genf geborenen Frank Martin. Weil dieser damals aber keine Zeit hatte, ergingen zunächst Kompositionsaufträge an Hans Werner Henze und Witold Lutoslawski. Bis Martin schliesslich zusagte, dauerte es fast zehn Jahre. Erst 1970 entstanden dann seine «Trois Danses» für Oboe, Harfe, Streichquintett und Streichorchester, die er für Ursula und Heinz Holliger schrieb und dem Auftraggeber Paul Sacher widmete.

Die Uraufführung mit den beiden Solisten und dem von Sacher dirigier-

ten Collegium Musicum Zürich fand im kleinen Saal der Zürcher Tonhalle statt. Die erste Schallplatteneinspielung mit den Holligers und der Academy of St Martin in the Fields unter Neville Marriner kam bei Philips heraus.

Wie stark mag sich Holligers Interpretation verändert haben, wenn er Martins Komposition nun, mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Uraufführung, erneut öffentlich vorträgt, und dies nicht zusammen mit seiner inzwischen verstorbenen Ehefrau, sondern mit einer jungen Harfenistin, die er von der Academy des Lucerne Festival kennt? «Ich hoffe», antwortet er, «dass ich in keiner Minute gleich wie damals spiele, sonst wäre ich ja eine Maschine.» Was ihm vorschwebt, ist ein durchsichtiger und rhythmisch präziser Klang. Wie es dann herauskommt, weiss er noch nicht, denn er arbeitet dabei erstmals mit dem 2018 ins Leben gerufenen Swiss Orchestra zusammen, das sich auf die Wiederaufführung von Musik Schweizer Komponisten spezialisiert hat.

Ein «homme sauvage»

Die «Trois Danses» sind alles andere als ein kleines «Stiggli», wie Sacher in seinem Basler Dialekt sagte, sondern ein ausgewachsenes Doppelkonzert für Oboe und Harfe. Es besteht aus drei

Sätzen in der üblichen Tempofolge, schnell – langsam – schnell: Ein ruhiger Mittelsatz wird von einer spanischen Seguiriya und einer kubanischen Rumba eingerahmt. Den Zugang zur iberischen Tanzmusik habe Martin, so weiss Holliger zu berichten, über seine Tochter Maria gefunden, die eine leidenschaftliche Flamenco-Tänzerin war. So sei ein Werk von ausgesprochen körperlich-sinnlichem Charakter entstanden. Der Oboist hört darin Anklänge an De Falla, Debussy, Ravel, Albéniz, auch an die Zigeunertradition des Flamenco und sogar an arabische und jüdische Folklore. «Die Komposition ist quasi eine Zusammenfassung der Mittelmeerkultur.»

Die stilistische Entwicklung Frank Martins verlief kurvenreich. Nach den Anfängen mit zwölftönigen Werken in der Nachfolge Arnold Schönbergs wandte sich Martin unter dem Einfluss des Dirigenten Ernest Ansermet einem vereinfachten, durch die Obertonreihe bestimmten harmonischen System zu. Weitere Einflüsse auf seinen Stil übten die Rhythmustheorie des Musikpädagogen Émile Jaques-Dalcroze und die Musik des französischen Impressionismus aus.

Holliger, dessen Werdegang als Komponist ganz anders verlief, bewundert vor allem das Spätwerk Martins, zu dem neben den «Trois Danses» auch das 2. Klavierkonzert, das Violinkonzert «Polyp-

tyque», die «Poèmes de la mort» und das «Requiem» gehören. «In den letzten Werken zeigte Martin einen unglaublichen Mut, er wurde ein «homme sauvage» und nahm keine Rücksichten mehr auf die oft einschränkende Schweizer Kultur.»

Gegen das Vergessen

Heutzutage wird die Musik Martins, der zu Lebzeiten ein international beachteter Komponist war, nur noch recht selten gespielt. Damit teilt er das Schicksal fast aller seiner schweizerischen Zeitgenossen wie Othmar Schoeck, Wladimir Vogel, Albert Moeschinger, Paul Müller, Willy Burkhard oder Sándor Veress. Warum gibt es in der Schweiz keine Aufführungstradition mit Blick auf die eigene Vergangenheit? «Wir leben in einer Vergessenheitskultur», antwortet Holliger. «Aber die Kultur kann nur bestehen», fügt er an, «wenn die Wurzeln nicht weggeschnitten werden.»

Als Gründe für dieses Vergessen nennt Holliger etwa die Ausbildungsprogramme der Komponisten an den Hochschulen, den zunehmenden Rückzug von Radio SRF von der Vermittlung neuer Musik, die Mutlosigkeit der Intendanten der grossen Orchester oder die nur noch beschränkten finanziellen Mittel der Kulturstiftung Pro Helvetia. Genau um der von Holliger angespro-

chenen «Vergessenheitskultur» entgegenzuwirken, gründete die Musikwissenschaftlerin und Dirigentin Lenalisa Wüstendörfer das Swiss Orchestra. Das Rezept lautet Verknüpfung bekannter Kompositionen aus Klassik und Romantik mit unbekanntem, aber künstlerisch hochwertigen Orchesterwerken aus der Schweiz.

Ihre neue Tournee beginnen Wüstendörfer und das Swiss Orchestra am 14. Mai in der Tonhalle Zürich. Anschliessend führt sie die Reise weiter nach Lausanne, Andermatt und Basel. Um zu unterstreichen, dass der Einsatz für vergessene Schweizer Musik keine blosser Pflichtübung ist, sondern ein echtes Herzensanliegen, wird das Tourneeprogramm neben den «Trois Danses» von Frank Martin sogar noch ein weiteres Werk von einem Schweizer Komponisten umfassen: die «Grosse Konzert-Ouverture» des Winterthurers Johann Carl Eschmann. Eschmann studierte unter anderem bei Mendelssohn und zählte sowohl Wagner wie auch Johannes Brahms zu seinen Freunden. Dessen 3. Sinfonie wird das Programm beschliessen.

Für Frank Martins Werk wurde neben Heinz Holliger, der wie 1970 den Solopart der Oboe übernimmt, als zweite Solistin die junge Harfenistin Alice Belugou engagiert, eine passionierte Interpretin zeitgenössischer Musik.